

Der Tod als Ausweg. Ein Landwirt am Ende

Willy Dietrich (1942–1997), Landwirt, verheiratet, drei Kinder.

Das Interview mit dem Bauern Willy Dietrich hat an einem heissen Tag im Sommer 1996 auf dem rosenumrankten Vorplatz seines Hofes stattgefunden. Er hat sich zunächst nur zögernd zu einem Gespräch bereit gefunden, schliesslich aber ausführlich und offen erzählt. Auf eine erste Frage nach der Hofübernahme antwortete der damals 54-jährige Landwirt: «Ja also, übernommen habe ich 1964 in Pacht. Das ist ja die Regel, dass man mit einer Pacht anfängt, weil es weniger Eigenkapital braucht und weil normalerweise Pächter ohnehin besser fahren als die Eigentümer – vorausgesetzt, dass man einigermassen einen normalen Pachtzins hat, aber wenn man den von den Eltern übernehmen kann, dann ist das meistens der Fall. Und nachher habe ich als Eigentümer übernommen, im Jahr 1974.»

Als der 22-jährige Jungbauer Mitte der sechziger Jahre den seit Generationen im Familienbesitz befindlichen, stattlichen Bauernhof in einem schönen Dorf im Berner Oberland der Regel entsprechend von seinen Eltern in Pacht übernimmt, ist die Welt noch in Ordnung. Alles verläuft normal. Nach der Primar- und Sekundarschule macht er die landwirtschaftliche Ausbildung, absolviert die Rekrutenschule und wird Gefreiter. Nach reiflicher Überlegung verzichtet er auf eine andere Berufsausbildung und entscheidet sich für die Familientradition der Hofnachfolge. «Ja, ich hätte noch einen anderen Traumberuf gehabt, eigentlich, aber damals hat es gerade so mit der Mechanisierung eingesetzt – vorher hat man noch viel mit den Pferden gemacht – und nachher eigentlich ... der Traktor hat mir imponiert. Eine Mähmaschine haben wir schon gehabt, oder, schon länger. Und ja, ich habe dann noch ein bisschen gewerweisst, ob Polizei-RS, nach der Ausbildung hätte ich ja noch gut gekonnt. Damals sind viele Bauern zur Polizei gegangen. Aber eben, das ist so gewesen, dass man damals halt fast keine Leute bekommen hat. Und zudem hat es mich nachher auf eine Weise gereut, auf dem

angeschafften Traktor fremde Leute *charren* zu lassen. Und ja, ich habe einfach dem Vater zur Seite stehen wollen. Und es ist nicht, dass es mir nicht gefallen hat. Aber also die lange Arbeitszeit hängt einfach manchmal schon an, und Samstag, Sonntag und ja, wenn die anderen am Freitagabend schon um vier Uhr heimkommen, ganz locker. Aber man muss einfach die Werte von unserem Beruf, die Werte muss man an einem anderen Ort sehen. Man kann einfach schon nicht die Freizeit mit anderen messen, das darf man nicht, sonst muss einer nicht *bauern*. Und vom Verdienst her auch nicht, oder. Ich bin froh, wenn ich eben einfach die Investitionen, die nötig sind, machen kann und nicht von der Substanz leben muss. Das geht auf Dauer natürlich nicht. Das kann auf Dauer niemand.»

Zur Einsicht in das Realitätsprinzip und zum Verzicht auf den anderen Traumberuf des Polizisten verhilft ihm zunächst die Faszination durch die Technik: Der Traktor macht ihm Eindruck, und er will ihn nicht fremden Leuten überlassen, die in den sechziger Jahren sowieso schwierig zu finden sind. So muss und will er schliesslich den Erwartungen entsprechend selbst dem Vater helfen. Seine Berufswahl ist keine eigentliche «Berufung», sondern auch unter traditionellem Normierungsdruck zustande gekommen. Die Werte der Landwirtschaft werden beschworen, können aber zunächst nur über Negativfolien bestimmt werden: Weder die Arbeitszeitregelung noch die Verdienstmöglichkeiten machen den Bauernberuf attraktiv. Als wirklich positive Nennung für die damalige Entscheidung erscheint der Bubentraum vom Traktorfahren. Auf die Frage: «Was ist für Sie das Schönste am *Bauern*?» antwortet Willy Dietrich, diesmal auch auf die Gegenwart bezogen: «Ja, dass ich noch selber machen kann und selber befehlen kann und zum grossen Teil noch frei bin. Das muss ich gleich noch sagen, dass ich nicht am Morgen um sieben dort oder dort sein muss, und nachher macht man das und das und das. Wenn mir einer befiehlt, habe ich so ein bisschen Mühe. Klar, man muss nachher Verantwortung tragen, oder, das ist klar. Aber das muss jeder selbständig Erwerbende.»

Der Lebensentwurf von Autonomie, Befehlshoheit, Selbständigkeit und Freiheit scheint sich zunächst problemlos realisieren zu lassen. Nach der Hofübernahme in Pacht, die noch eine gewisse Abhängig-

keit von den Eltern bedeutet, heiratet er 1969 eine junge Frau kleinbäuerlicher Herkunft, macht 1972 die Meisterprüfung und nimmt dann zunächst schwererziehbare Knaben, später Lehrlinge als Hilfskräfte auf den Hof. 1974 wird er durch die definitive Hofübernahme endgültig sein eigener Herr und in rascher Folge Vater von zwei Töchtern und einem Sohn. Er führt den fünfzehn Hektaren grossen Hof – zu dem noch vier Hektaren Wald gehören – als Mischbetrieb; zentral aber ist die Produktion der Milch für die Käseereignossenschaft, in der sie zu Emmentaler verarbeitet wird. Seit den frühen neunziger Jahren aber geht «der Milchpreis nur noch bergab», an Stelle von Lehrlingen beschäftigt er einen «Südländer», und ohne Zuverdienst ist der Hof kaum mehr zu halten. Vor einigen Jahren hat die Ehefrau eine Fünfzig-Prozent-Stelle gefunden und steckt den Verdienst in den Hof, für den sie auch die Buchhaltung führt. Ohne das Geld der Frau wäre der Hof kaum überlebensfähig. 1994 wird auf Integrierte Produktion (IP) – das wichtigste der staatlichen Programme, die zum Bezug von Direktzahlungen nach ökologischen Kriterien berechtigen – umgestellt. Der «Bub» ist zur Hofübernahme bereit und überlegt sich verschiedene Arrangements, wie er als geschickter Handwerker dereinst auch in vermehrter Kooperation mit anderen Jungbauern, mit denen man sich den Maschinenpark teilen könnte, die Existenz des Hofes wird sichern können.

Trotz der verschiedenen Strategien und Überlegungen von Frau und Sohn, die das Überleben des Hofes garantieren sollen, scheint Willy Dietrich im Jahre 1996 wenig zuversichtlich zu sein. Da sind die Milchkontingente und die vielen Vorgaben der Agrarbürokratie zur IP, zum Tierschutz, zu Weidezeiten und Stallbau, die seinen Handlungsspielraum einschränken. Da sind die Direktzahlungen, ohne die man nicht mehr leben könne, die aber auch nicht gut seien. Da sind die Bauernhäuser, die leer stehen, oder die «Wahnsinnsprobleme», mit denen Bauern im Zentrum von Dörfern zu kämpfen haben. Da sind die Brachflächen, die überall Überhand nehmen, «und das sieht dann sofort katastrophal aus». Schmunzelnd bemerkt er über sich selbst, dass er bezüglich der Anforderungen des biologischen Landbaus vielleicht das Umdenken noch lernen müsste. Aber irgendwie steht «Bio» für Unordnung und chaotische Natur,

nicht für jene auch ästhetisierte Form der Naturbeherrschung, zu der er einst auf seinem Traktor angetreten war. «Mir gefällt ein sauberer *Gwächsbitz* immer noch besser, als wenn *Gluure* (Gemeiner oder Stechender Hohlzahn) drin ist. Wenn dieser Samen einmal im Boden ist, dann bringt man ihn nicht mehr weg. Ich habe im letzten *Schweizer Bauer* gelesen, dass ein Biobauer gesagt hat, er steche die *Blacken* (Alpensauerampfer resp. Spitzige Wiesenampfer, auch Mengelwurz, wilder Rhabarber oder Hungerkraut genannt) nicht mehr. Klar, das kann vielleicht eine Generation lang gutgehen, aber nachher ... Man sieht es ja im Freiburger Land, wenn man da durchfährt, wie die Matten zum Teil aussehen: fast gar mehr rot als etwas anderes, wenn die *Blacken* blühen. Und für mich ist das natürlich eine Katastrophe: Da kann niemand ein gutes Futter produzieren mit dem.»

Die *Blacken*, deren Wurzeln sich tief ins Erdreich bohren, gefährden nicht nur die Qualität der Produkte, sie stellen auch eine ästhetische Erfahrung in Frage, die dem Bauern aus der Betrachtung einer schönen kultivierten Natur erwächst und damit Sinn vermittelt. Sollten die Brachflächen Überhand nehmen, so kann er sich auch «die Schweiz als Touristenland nicht mehr vorstellen». «Und nachher eben gerade die Bergregionen, wenn man sieht, wie die Tierzahlen auf den Alpen zurückgehen – für das Sommern. Das gibt wahnsinnige Probleme. Ich bin auch einer, der noch viel in die Berge geht, und mir gefällt das, wenn die Tiere da weiden und glöckeln. An einem Ort, der nachher nicht mehr genutzt wird, da sieht es sofort einfach katastrophal aus. Und auch die Flächen hier herum, wenn man das übrige anschaut, dünkt es einen, es sehe doch *gäng* fast noch wie ein Garten aus.»

Aber zu blossen Landschaftsgärtnern sollen die Bauern deswegen nicht werden. «Mmh, das sehe ich nicht. Dass man einfach für das Hände-in-den-Schoss-Legen Geld erhält. Das ist nicht gut. Das ist das Gleiche wie die, die einfach stempeln gehen. – Klar geht's nicht ohne, nicht ohne Direktzahlungen – da könnten wir schon jetzt nicht mehr leben, wenn wir die nicht hätten. Aber dass einfach die Einnahmen, die man über die Produkte vermarkten kann, dass der Anteil kleiner wird, das ist nicht gut.» Lieber als Direktzahlungen,

denen seinem Empfinden nach ein gewisser Almosencharakter anhaftet, selbst wenn sie als Lohn für die Arbeit am Naturschönen eingeschätzt werden können, wäre ihm ein gerechter Preis für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse. Lieber wäre ihm, dass einer, der Initiative zeigt, auch dafür belohnt würde. Heutzutage freilich gehen die Beiträge an diejenigen, welche die zahllosen staatlichen Auflagen erfüllen. «Ich muss, damit ich den IP-Beitrag bekomme, also den Betriebsbeitrag, muss ich den Tierschutz erfüllen, und das ist mindestens – letztes Jahr haben wir neunzig Tage und dieses Jahr sind es jetzt noch sechzig Tage, dass man weiden muss. Und wenn man KF (=Kontrollierte Freilandhaltung) machen will, muss man während der ganzen Vegetationszeit *herauslassen*. – Und Sie sehen es ja hier: Wo soll ich da *herauslassen*? Ich habe da ein *Weidli*, da so ein bisschen oben am Dorf. Und dort habe ich einen Laufhof gemacht, oder. Und da lasse ich jetzt über den andern Tag einfach ein *Läger* (die Hälfte des Stalls, hier jeweils neun Stück Vieh) raus, für dass ich einfach den Tierschutz erfüllen kann.» Aber das sei aufwendig, meint Bauer Dietrich: Es müssen mindestens zwei Leute sein, man muss Signale setzen und die Strasse absperren. Und alles geht nur in den relativ verkehrarmen Zeiten morgens früh und spät am Abend. Der Verkehr bestimmt die Stunden, in denen er seine Tiere zur Weide führen kann; die Bürokratie diktiert ihm die Anzahl der Tage, an denen er sie draussen weiden lassen muss.

Und die Anordnungen ändern zudem von Jahr zu Jahr. Immer wieder kommt Bauer Dietrich auf die Widersprüche in den staatlichen Vorgaben zur Integrierten Produktion zu sprechen, auf das chaotische Hin und Her. Nachdem etwa der Stall 1995 weisungsgemäss umgebaut worden war, um die Kälber frei laufen zu lassen, wurde ein Jahr später diese Anordnung wieder zurückgenommen: «Was mich natürlich mag, dass es im letzten Jahr geheissen hat: Ihr müsst die Kälber in Gruppen laufen lassen, oder, und dieses Jahr kann man sie wieder anbinden. Und damals hat man investiert. Wir haben *fei e chli* investiert: Wir haben ein Fanggitter gemacht, das brauchen wir noch. Aber ich bin ganz dagegen gewesen, gegen dieses Laufenlassen der Kälber. Es hat einfach Nachteile, dass sie saumässig *go latsche*, *go suuge* gehen, oder, wenn sie gesoffen haben.

Nun man muss auch ein bisschen schauen, dass man sie noch einsperren kann nachher. Und wenn sie dann das *Schnürrli* trocken haben, macht es noch ein bisschen weniger. Aber mit diesem heurigen Jahrgang habe ich schon ein bisschen eine Sauerei gehabt, dass sie einfach nachher aneinander sind saugen gegangen. Und dann tun sie nachher nicht gut und halten sich nicht still. Aber eben einfach, dass das alles so schnell ändert, oder, das ist das, was mich ärgert.»

Von Freiheit und Autonomie bleibt da nicht viel übrig. Wer noch *bauern* will, sieht sich umstellt von strukturellen Restriktionen und widersprüchlichen bürokratischen Anweisungen. «Ja, das sind einfach so Sachen, wo man sich anpassen muss. Und jene, die die Liegenschaft zum Teil teuer haben verkaufen können, haben eingezont und nachher Rendite-Häuser draus gemacht. Ja, die sind jetzt *putzt u gstrält*, kann man sagen. Aber wir haben hier so viel investiert gehabt, früher schon, dass man einfach wahnsinnig aufpassen muss. Ich habe manchmal auch noch gedacht, irgendwie sollte es ja möglich sein, dass man da wekommt, aber jetzt tun wir einfach schauen, dass wir einfach diese Beiträge erhalten. Auf jeden Fall, ich mache sehr wahrscheinlich nichts mehr, der Junior muss dann schauen, nachher.»

Dennoch glaubt Willy Dietrich, dass die Landwirtschaft in der Schweiz noch eine Zukunft hat: wenn man mit den Investitionen aufpasst, vielleicht mit einem guten Nebenerwerb. Nach wie vor brauche es die Bauern – «*Ässe müesse alli gäng no*» –, aber einfacher sei es sicher nicht geworden. Heutzutage stünden die Bauern nicht nur unter der Fuchtel der Bürokratie, sondern seien auch von den Grossverteilern wie Coop oder Migros abhängig: «Das sind die, die einfach diktieren, praktisch.» Das sei «das grosse Problem, dass nachher die Kleinen gegen die Grossen» nichts ausrichten könnten, zumal die Kleinen untereinander uneins seien. Es sei «schon ein bisschen bedenklich», dass «dann die Marktmächtigen einfach den Himmel ansetzen können oder die Bauern noch spalten können und nachher einen erwischen, der ihnen die Schweine noch mästet irgendwie oder so». Der Bauernverband sollte die bäuerlichen Interessen besser umsetzen, sich vermehrt wehren gegen billige Importe aus dem Ausland. Aus diesen Überlegungen wäre für Bauer Dietrich auch ein Beitritt der Schweiz zur EU «wieder fast ein Rückschlag, habe ich

das Gefühl, oder ein Tiefschlag». Denn dann könnten noch mehr billige Produkte aus dem Ausland hier frei verkauft werden.

Und wo sieht er mögliche Lösungen für alle diese Probleme? Eine Möglichkeit sei die Direktvermarktung der Produkte ab Hof. Für ihn selber komme das allerdings nicht in Frage: «Und jetzt wird ja diese Direktvermarktung so wahnsinnig angepriesen. Das können Vereinzelte machen, aber ich wäre zum Beispiel nicht der Typ. Äh, mich nervt's, wenn mich einer stören kommt. – Ihr könnt froh sein, dass ich mir diesen Nachmittag Zeit nehme! – Wenn ich einfach dran bin, und einer kommt und versäumt mich. Normalerweise mache ich das Programm am Vortag oder fast schon eine Woche zum voraus, so ein bisschen abtasten, das Wetter schauen: wie? wann? Und nachher, wenn mich da jemand versäumen kommt, bin ich wie auf Nadeln. Da habe ich normalerweise keine Zeit zum *Schnurre*, einfach.» Obwohl er sich als einen hinstellt, der lieber arbeitet als redet, betont er immer wieder die Bedeutung des Gesprächs. Nur durch den Dialog liesse sich die Zersplitterung der immer kleiner gewordenen bäuerlichen Bevölkerung aufhalten, würde sich eine gemeinsame Interessenpolitik entwickeln lassen. Gemeinsame Gespräche wären aber auch notwendig, um die mittlerweile völlig gestörte Kommunikation zwischen städtischer und bäuerlicher Bevölkerung zu entzerren. Bauer Dietrich wünscht sich für die Zukunft, «dass einfach Land und Stadt, also Landwirtschaft und die übrige Bevölkerung, mehr aufeinander zugehen sollten, dass einfach das Verständnis verbessert wird. Weil viele Leute haben einfach keine Ahnung mehr, keine Ahnung mehr vom *Bauern*. Das ist das Problem. Ja die, wo noch gerade irgendwie nähere Verwandte haben –, aber mit der Zeit geht das dann immer wieder eine Generation weiter hinaus, und das geht schnell, dann wissen sie nichts mehr davon. Die Public Relations aus der Landwirtschaft, die müsste da schon etwas machen.»

Durch den Rückgang der bäuerlichen Bevölkerung – «wir sind bald nur mehr vier Prozent oder ein wenig mehr» – seien immer weniger Menschen mit der bäuerlichen Lebenswelt unmittelbar vertraut. Es braucht also eine Art Öffentlichkeitsarbeit, um das Unverständnis und die Unkenntnis der Stadtleute zu verringern: «Diese

nehmen sich ungefähr 20 bis 30 Personen jedes Jahr das Leben, das sind ungefähr 1500 Personen jährlich oder 4 Todesfälle pro Tag. In der Schweiz – wie in anderen europäischen Ländern – liegen die höchsten Werte in den frühen 30er Jahren; sie sinken in den 50er und 60er Jahren. Seit 1970 ist die Suizidrate wieder angestiegen.

Der Soziologe Emile Durkheim hat vor hundert Jahren den Versuch unternommen, die Selbstmorde nach soziologischen Kriterien zu typologisieren, indem er sie auf den Zustand der umgebenden Gruppe resp. Gesellschaft bezog. Als für moderne, arbeitsteilige Gesellschaften typischen Suizid benannte er damals den «anomischen Selbstmord», der auf eine schwindende Verbindlichkeit von Normen und eine damit einhergehende abnehmende gesellschaftliche Integrationskraft verweise. Er hat die kulturell und konfessionell heterogene Schweiz mit ihren hohen Selbstmord- und Scheidungsziffern als Beispiel verwendet, um zu erläutern, dass der Selbstmord eine «soziale Tatsache» sei und nicht allein auf die psychische Disposition einzelner zurückgeführt werden könne. Man könne nämlich nicht davon ausgehen, dass es in der Schweiz mehr «Haltlose» gebe als beispielsweise in Frankreich oder Italien. Als von Anomie, einem Zustand der Normlosigkeit und Ungeregeltheit, besonders bedroht sah er die Männer, die Geschiedenen, die Protestanten, die Städter, die Gebildeten und die Kaufleute.

An der erhöhten Selbstmordgefährdung der Männer hat sich bis heute nichts geändert. Im allgemeinen wie auch in der Schweiz ist die Selbstmordrate des Mannes zwei- bis dreimal höher als diejenige der Frau (bei den Selbstmordversuchen ist das Verhältnis umgekehrt). Bei den Frauen ist die Altersklasse der 35- bis 44jährigen am stärksten gefährdet. Bei den Männern nimmt die Gefährdung mit zunehmendem Alter bis etwa 55 Jahre zu, um anschliessend wieder abzufallen. Bei den Jugendlichen und jungen Erwachsenen gab es seit 1970 eine starke Zunahme der Suizide durch die 15- bis 24jährigen Männer, eine geringere bei den jungen Frauen. Der Höhepunkt wurde zwischen 1980 und 1982 erreicht – offenbar Jahre einer eigentlichen Krise des Erwachsenwerdens in der Schweiz. Seither findet sich bei beiden Geschlechtern wieder ein leichter Rückgang. Betrachtet man die Suizidmortalität zwischen 1970 und 1986, so zeigt sich, dass bei den 25- bis 34jährigen Männern der Selbstmord mit 29 % aller Todesfälle die häufigste Todesursache überhaupt darstellt.

Wie zu Durkheims Zeiten sind auch heute noch Verheiratete weniger suizidgefährdet. Doch die Ehe schützt vor allem die Männer: Verheiratete Männer begehen ungefähr fünfmal weniger Selbstmord als unverheiratete, sechsmal weniger als verwitwete und siebenmal weniger als geschiedene Männer. Diese relative Selbstmordimmunität als Folge der Ehe zeigt sich mittlerweile auch für Frauen, jedoch weniger ausgeprägt als für Männer. Insgesamt gibt es eine starke Gefährdung der Geschiedenen. Zur Erklärung der Unterschiede zwischen den einzelnen Kantonen und Städten muss auf ein ganzes Bündel von Erklärungen zurückgegriffen werden: Auf den Grad von Urbanisierung und Industrialisierung, die Religionszugehörigkeit und auch auf typische Berufsverteilungen und Tradierungsmuster. Werden die kantonalen Zahlen der Suizide auf 100 000 Einwohner/innen bezogen, so besteht noch immer eine – wenn auch sich verringemde – Kluft zwischen der katholischen und der protestantischen Schweiz, aber auch zwischen der Deutschschweiz und der Romandie: In den einstigen Sonderbundkantonen und im Tessin begehen die Menschen viel seltener

Selbstmord als im Waadtland, in Neuenburg und in Genf. Lange Zeit wurde die wesentlich höhere Rate der Romandie nur vom protestantischen Appenzell-Ausserrhoden übertroffen. Insgesamt gab es eine klare Verteilung zwischen eher agrarischen und eher industrialisierten Kantonen. In den 70er Jahren veränderte sich das bisherige Muster. So hat sich das interkantonale Gefälle insgesamt verringert, und die katholischen Kantone Appenzell Innerrhoden und Freiburg sind aufgerückt. Im Mittel der Jahre 1976–95 liegen die folgenden Kantone über dem Schweizer Mittelwert: Appenzell Innerrhoden, Basel-Stadt, Appenzell Ausserrhoden, Neuenburg, Waadt, Genf, Bern, Freiburg, Zürich, Schaffhausen, Solothurn und Basel-Land – während die Urschweiz und das Tessin weit darunterliegen.

Noch immer ist allgemein gesehen die Rate in den Städten höher als auf dem Land. Eine Aufschlüsselung nach Städten macht interessante Verschiebungen im Laufe der Zeit deutlich. Im Mittel der Jahre 1886–1915 lag La Chaux-de-Fonds, die kleine, aber hoch industrialisierte und rein urbane Uhrenstadt im Jura, an der Spitze in der Statistik der Selbsttötungen nach Städten, gefolgt von den protestantischen, urbanen Zentren Lausanne, Genf, Zürich, Winterthur, Bern sowie der zweisprachigen Kleinstadt Biel. Diese Städte lagen über dem schweizerischen Mittelwert, während das ostschweizerische Zentrum der Textilindustrie, St. Gallen, nur knapp darunter lag. Im Mittel der Jahre 1916–45 gab es in dieser Gruppe nur minimale Veränderungen: Genf, Bern und Zürich verschoben sich leicht nach oben, während St.Gallen und Basel neu hinzukamen. 1946–1975 weisen Genf, die Stadt Calvins, Lausanne, La Chaux-de-Fonds und Bern die höchsten Raten auf; an der Zusammensetzung der Gruppe hat sich ansonsten nichts geändert. Während in Basel und St.Gallen die Selbsttötungsrate seit dem Ersten Weltkrieg das Landesmittel übertrifft, ist dies in Luzern erst seit ungefähr zwei Jahrzehnten der Fall. Für die Jahre 1976–95 lautet die Reihenfolge der Städte mit Selbstmordziffern über dem Landesmittel: Zürich, Bern, Basel, Biel, La Chaux-de-Fonds, Genf, Lausanne, Luzern, St. Gallen, während Winterthur nur knapp darunterliegt. Insgesamt hat sich auch hier das Gefälle verringert.

Bezüglich der Berufsgruppen hatte Durkheim festgestellt, dass die Bereiche von Handel und Industrie bei den Selbstmorden von Männern besonders hervorrugten. Kaufleute waren Ende des 19. Jahrhunderts beinahe ebenso gefährdet wie die freien Berufe und wesentlich stärker als die in der Landwirtschaft tätigen Männer. Dazu Durkheim 1897: «Das kommt daher, dass in der Landwirtschaft die alten Regelkräfte noch am meisten zu spüren sind, und weil das Fieber des Geschäftslebens hierher am wenigsten durchgedrungen ist. Hier erinnert man sich am ehesten daran, wie früher die generelle Verfassung wirtschaftlicher Ordnung war.» Dies scheint nicht mehr der Fall zu sein. Zumindest in der Schweiz zeigt die Selbstmordsterblichkeit nach Berufen für die Jahre 1979–82 eine überdurchschnittliche Gefährdung für die in der Land- und Forstwirtschaft tätigen Männer.

Auf europäischer Ebene sind die Befunde über Schichtzugehörigkeit und Selbstmordhäufigkeit kontrovers. Einige Untersuchungen zeigen eine U-förmige Beziehung zwischen Schicht und Selbstmord auf: mit einer erhöhten Gefahr für die oberen und unteren Schichten. Was die Berufe betrifft, gibt es einige neuere Befunde, die die Aufmerksamkeit weniger auf den Status als auf die berufstypischen sozialen Beziehun-

gen und Deutungsmuster richten. So scheinen Angehörige akademischer und freier Berufe sowie im Dienstleistungsbereich Tätige besonders gefährdet zu sein. Insofern sind die wenigen aufbereiteten neueren Daten aus der Schweiz hoch interessant: die Verteilung der männlichen Suizidmortalität nach Berufsgruppen für die Jahre 1979–82 ergibt nämlich ein ganz anderes Bild. Bei den Akademikern und freiberuflich Tätigen kommt der Suizid am seltensten vor. Allerdings gibt es innerhalb einzelner Statusgruppen grosse Unterschiede: So ist etwa das Selbstmordrisiko für Pfarrer weit unter dem Durchschnitt, während Ärzte, vor allem die unter 45jährigen, eine überdurchschnittliche Selbstmordsterblichkeit aufweisen. Angehörige gelehrter manueller und nicht-manueller Berufe sowie, wie gesagt, Land- und Forstwirtschaftsarbeiter sind dagegen weit überdurchschnittlich gefährdet.

Diese hohe Gefährdung der Landwirte zumindest zwischen 1979 und 1982 (aktuellere Vergleichszahlen waren vom Bundesamt für Statistik nicht zu haben: Zahlen zum Selbstmord gehören nicht zum Waffenarsenal in den politischen Auseinandersetzungen und werden eher unter Verschluss gehalten als für eine Veröffentlichung aufbereitet) weist darauf hin, dass das «Fieber des Geschäftslebens» mittlerweile auch auf die schweizerische Landwirtschaft übergreifen hat. Der Bauer Willy Dietrich ist also kein singulärer Fall. Seine Aussagen verdeutlichen, wie schwierig für ihn der generelle Zerfall der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Ordnung gewesen sein muss. Die traditionell hohe soziale Integrationskraft des bäuerlichen Herkunftsmilieus ist offenbar nicht länger in der Lage, ein zerbrechendes Normengefüge zu stabilisieren und Halt auch in Krisenzeiten zu geben (vgl. auch *Agrarstruktur und Agrarpolitik im Wandel*, S. 164). So gesehen wäre der Freitod Willy Dietrichs der anomische Selbstmord eines Landmannes, dem die widersprüchlichen Folgen und Begleiterscheinungen der Globalisierung am Ende vollkommen sinnlos erschienen. Wie eine vom BfS auf Anfrage erstellte Liste der Suizid-Todesfälle von Landwirten für die Jahre 1979–88 zeigt, ist sein Fall auch insofern typisch, als die höchste Gefährdung im Alter zwischen 54 und 59 Jahren liegt und die meisten Landwirte, die sich umgebracht haben, verheiratet waren.

Prototypisch für die Art der Selbsttötung von Schweizer Männern ist die von Willy Dietrich gewählte Suizidmethode: Von 1018 im Jahr 1995 untersuchten Fällen hat sich ein Drittel mit einem Gewehr oder einer Handfeuerwaffe erschossen.

Quellen/Literatur

Bundesamt für Statistik, Sektion Gesundheit: Todesursachenstatistik; diverse Aufstellungen zur Selbsttötung (mit Dank an E. Wüest).

Durkheim, Emile: *Der Selbstmord* (1897), Frankfurt 1983.

Lindner-Braun, Christa: *Soziologie des Selbstmords*, Opladen 1990.

Spuhler, Thomas/Michel, Konrad: «Suizid», in: Walter Weiss (Hrsg.): *Gesundheit in der Schweiz*, im Auftrag des Bundesamtes für Gesundheitswesen, Zürich 1993, S. 337–346.

Ajdacic-Gross, Vladeta, und Olivier Jeanneret, «Suizid», in: F. Gutzwiller und O. Jeanneret (Hrsg.), *Sozial- und Präventivmedizin*, Bern u.a. 1996, S. 319–330.